

Regina Jankowitsch, Annie Rüdegger-Rosar

Die Schauspielerin

Annie Rosar

(1888–1963)

Geschichte einer
Überlebenskünstlerin

böhlau

A close-up portrait of Annie Rosar, an elderly woman with short, dark, wavy hair. She is looking slightly to the right with a gentle smile. She is wearing a dark necklace with a large, ornate pendant and a light-colored, textured shawl or jacket. The background is a solid, dark blue.



Jankowitsch/Rüdegger-Rosar: Annie Rosar

Regina Jankowitsch, Annie Rüdegger-Rosar

Die Schauspielerin

Annie Rosar

(1888–1963)

Geschichte einer Überlebenskünstlerin

Böhlau Verlag Wien Köln

Gedruckt mit der Unterstützung durch die Marktgemeinde Orth an der Donau und das Land Niederösterreich

WISSENSCHAFT · FORSCHUNG
NIEDERÖSTERREICH



Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten
sind im Internet über <https://dnb.de> abrufbar.

© 2022 Böhlau Verlag, Zeltgasse 1, A-1080 Wien, ein Imprint der Brill-Gruppe
(Koninklijke Brill NV, Leiden, Niederlande; Brill USA Inc., Boston MA, USA; Brill Asia
Pte Ltd, Singapore; Brill Deutschland GmbH, Paderborn, Deutschland; Brill Österreich
GmbH, Wien, Österreich)

Koninklijke Brill NV umfasst die Imprints Brill, Brill Nijhoff, Brill Hotei, Brill Schönigh,
Brill Fink, Brill mentis, Vandenhoeck & Ruprecht, Böhlau, Verlag Antike und V&R uni-
press.

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk und seine Teile sind urheberrechtlich geschützt.
Jede Verwertung in anderen als den gesetzlich zugelassenen Fällen bedarf der vorherigen
schriftlichen Einwilligung des Verlages.

Umschlagabbildung: ullstein bild – United Archives / kpa / Grimm

Umschlaggestaltung: Michael Haderer, Wien

Korrektorat: Vera M. Schirl, Wien

Satz: Bettina Waringer, Wien

Vandenhoeck & Ruprecht Verlage | www.vandenhoeck-ruprecht-verlage.com

ISBN 978-3-205-21551-6

Inhalt

Vorwort.	7
1. „Du tust uns sehr sehr leid!“ 1943	II
2. „Studium, Du sollst mir jetzt alles alles sein“ 1888–1917	3I
3. „Was es für ein Segen ist, die Leute zum Lachen zu bringen!“ 1917–1927	69
4. „Wenn unser geliebter Führer uns eingliedert“, 1927–1939	95
5. „So lang dauert der ganze Krieg ja nicht mehr!“ 1939–1943	129
6. „Es ist offensichtlich, dass Frau Rosar nur mit allen Kräften bemüht war, den Anschein zu erwecken, eine begeisterte Anhängerin des NS-Regimes zu sein.“ 1944–1947	177
7. „Da das Gespenst dieser beiden Teufel immer zwischen uns steht.“ 1948–1957	215
8. „Ich elend, elend, elend.“ 1958–1961	255

9. „Umarme ich Dich zum letztenmale innigst, Oma Annie!“	
1962–1963	285
10. „Leider herrscht große Unordnung in meinem Nachlasse“	
Seit 1963	303
Zeittafel	309
Stammbaum Annie Rosar	311
Bildnachweis	312
Anmerkungen	313
Personenregister	323

Vorwort

Ich bin die Urenkelin der Volksschauspielerin Annie Rosar.

Annie Rosar – vor allem berühmt durch ihre komischen Rollen in Heimatfilmen und Komödien vor und nach dem Zweiten Weltkrieg – verkörperte den Typus der Köchin, Haushälterin oder besorgten Verwandten. Noch immer kennen sehr viele Leute meine Uroma und sind treue Fans. Annie Rosar lebt als Mythos weiter, der aus ihren Rollen entstanden ist. Doch nicht alles was glitzert, ist Gold. Es ist Zeit, mit diesem Mythos aufzuräumen. Oma Annie zuliebe. Dieses Buch versucht, der Wahrheit auf die Spur zu kommen. Einer Wahrheit, die die Zeit, in der sie gelebt hat, widerspiegelt. Annie Rosar hat beide Weltkriege als Erwachsene erlebt und quasi ohne Unterbrechung in all diesen einschneidenden Zeiten gearbeitet.

Mein Vater, der bei seiner Oma aufgewachsen ist, gab mir ihren Namen.

Mit und in ihrem Namen erlaube ich mir, der Öffentlichkeit Einblick in ihr Leben zu geben. Denn im Gegensatz zu den meisten ihrer KollegInnen – Hans Moser, Heinz Rühmann, Theo Lingen, Paul Hörbiger – gibt es nach wie vor keine Biographie über Annie Rosar.

Mein Interesse an diesem Projekt ist aber nicht nur privater, sondern auch professioneller Natur: als österreichische Fremdenführerin bin ich auf Wiener Geschichte spezialisiert und Zeitgeschichte war immer schon mein Steckenpferd. Deshalb ist das vorliegende Buch auch keine Biographie als solche, – sondern mehr eine Beschreibung des Überlebenskonzeptes einer Künstlerin vor dem Hintergrund jahrzehntelanger politischer Turbulenzen in Österreich und Deutschland.

Um dem Ganzen fachkundige Objektivität zu geben, bat ich vor mittlerweile fast sieben Jahren meine älteste Freundin, und Kennerin meiner Familie, Dr. Regina Jankowitsch, mir zu helfen. Regina hat in Geschichte promoviert. Sie willigte sofort ein, was mich sehr freute. Während der Arbeit an dem Buch erwiesen wir uns als perfektes Team und trotzten gemeinsam den teilweise heftigen Details von Annie Rosars Vita. Allein hätte ich das psychisch nicht so leicht weggesteckt.

Wir bekamen viel Hilfe von unseren Müttern, Dr. Renate Jankowitsch und Monika Rosar, die in mühevoller Arbeit alte Briefe aus der Kurrentschrift transkribierten. Ohne sie wäre das Projekt nicht so schnell vorangeschritten. Mein Vater als Zeitzeuge spielte ebenfalls eine zentrale Rolle durch seine teilweise sehr lebendigen Erinnerungen, die er gern mit uns teilte. Weiters möchte ich meiner Freundin Eva Osterberger für das kritische Probelesen danken.

Annie Rosars größtenteils unveröffentlichtes Material, ihre Dokumente, Briefe, Tagebücher und Fotos, vieles über hundert Jahre alt, entdeckte mein Bruder auf dem Dachboden seines Hauses wieder – auch ihm bin ich zu Dank verpflichtet. So konnten wir die wichtigsten Ereignisse ihres Lebens nachvollziehen und in den Kontext mit den jeweiligen gesellschaftspolitischen Entwicklungen setzen. Sicher ist: Oma Annie wollte, dass man über sie schreibt. Wir haben fast 60 Jahre nach ihrem Tod am 5. August 1963 ihren Wunsch endlich realisiert. Ihre Erlebnisse haben nichts an Brisanz verloren.

Annie Rosar

Ich bin Annie Rosar seit dem 10. Lebensjahr verbunden. Für mich ist mit diesem Buch ein wunderbares, mehrjähriges Projekt wahr geworden: die Verbindung von Freundschaft mit Expertise, die Zusammenführung von privatem Interesse mit akademischer Neugier und beruflich bedingtem hohem Qualitätsanspruch.

Schon als Kind war es für mich spannend, über Annie Zugang zu einer im bürgerlichen Sievering (Teil des 19. Wiener Gemeindebezirks) recht ungewöhnlichen und auffallenden Familie zu haben. Wer von uns kannte damals schon jemanden aus dem Filmgeschäft? Wer von uns konnte mit einer illustren Ahnin aufwarten, die selbst Jahre und Jahrzehnte nach ihrem Tod eine überdurchschnittliche Präsenz im seinerzeitigen Vormittags- wie Nachmittagsfernsehen hatte? Der Mythos Annie Rosar war mir mehr als geläufig.

„Meine“ Annie und ich verloren uns dann nach der Schule für 20 Jahre aus den Augen. Ich studierte einstweilen Österreichische Geschichte und Politikwissenschaften und begann eine Laufbahn, die mich in unterschiedlichen Rollen, als Journalistin, als PR-Beraterin und als Executive Coach lernen ließ, menschliches Verhalten zu interpretieren, persönliche Kommunikation zu dechiffrieren und Texte fundiert und dennoch unterhaltsam zu formulieren. Als ob wir es geplant hätten: Annies sensationeller Quellenfundus, mein beruflicher Hintergrund und unsere gemeinsame ganz besondere Motivation, uns auf

die Spuren „der Rosar“ zu begeben, war ein perfektes Zusammenspiel. Für uns beide, wenn auch aus unterschiedlichen Gründen emotional sehr, sehr, sehr bereichernd.

Wir wollten kein herkömmliches Fan-Buch über eine große Schauspielerin schreiben. Wir wollten einen respektvollen wie prüfenden Blick auf die Künstlerin werfen und gleichzeitig die Person Annie Rosar in der Bewältigung ihrer Schicksalsschläge verstehen und kritisch beleuchten. Dass wir dabei erste Reihe fußfrei einen Streifzug durch die österreichische Geschichte des 20. Jahrhunderts machen durften, war grandios. Nicht nur unsere Protagonistin, sondern auch eine Fülle an prominenten ÖsterreicherInnen und Deutschen aus Politik und Kunst erscheinen in neuem, unbekanntem Licht.

Das Buch beginnt mit dem tragischsten Ereignis in Annie Rosars Leben: dem Tod ihres einzigen Sohns René an der Ostfront und erzählt dann ihr Leben von 1888 bis 1963.

Mit den knapp 80 Illustrationen – größtenteils unveröffentlichte Bilder und Originaldokumente – versuchen wir, die Atmosphäre dieser acht Jahrzehnte zu transportieren.

Gibt es eine Quintessenz aus unserer Arbeit? Ganz sicher: Erstens, dass die Willenskraft einer Frau schon vor 100 Jahren viel mehr zu erreichen vermochte, als es irgendeinem zeitgenössischem Klischee entsprach und zweitens, dass beruflicher Erfolg und überdurchschnittliche emotionale Bedürftigkeit durchaus miteinander einhergehen können.

Regina Jankowitsch

1. „Du tust uns sehr sehr leid!“

1943

„Mein geliebter Sohn!

In einer Stunde zünden Ursula und ich den Baum an – ohne Dich – und ohne von Dir seit einer Woche Nachricht zu haben! – Ein schweres, bitteres Los! Und wenn ich noch dazu daran denke, daß Dein letzter Brief an mich der Schlimmste war, den ich je erhielt!

Da sind wir nun ganz allein – wir zwei und nachher gehen wir in die Wattmannngasse, wo ich zum ersten Male seit der Affäre auch Inge wiedersehe.

So tapfer Ursula ist – ich merke doch, daß sie unendlich darunter leidet, daß nicht einmal heute Post von Dir da war – und ihr Vater noch immer nichts unternommen hat, um direkte Verbindung mit Dir zu bekommen! Auch ich bin schon sehr besorgt um Dich und Dein Wohlergehen, denn ich muß leider annehmen, daß Du nun wieder bei den Kämpfen um Newel herum bist!

Die diversen Geschenke werden dann auch erst bei Stahns verteilt – Du und Ursula bekommt von mir einen Check über 1000 RM [Reichsmark, Anm. d. Hg.] als Beihilfe für die Wohnung und zur Geburt Deines Kindes. Ursula hat auch noch andere Kleinigkeiten von mir bekommen.

Mein großer Koffer wurde in Berlin ausgegraben, da aber heute früh wieder ein schwerer Terrorangriff in Berlin als Weihnachtsgeschenk war, weiß ich noch nicht, ob er auch hier ankommt. Der 2. wurde nicht gefunden und wieder ein anderer mit meinen Lebensmittelmarken und vielen Dingen, den ich nachkommen ließ, ist bereits seit 10 Tagen mit der Lufthansa unterwegs, ohne daß er eingetroffen wäre!

Wir haben eine Gans und eine Ente, genug zu essen und bringen auch davon in die Wattmannngasse mit.- Als Fr. Stahn zum ersten Male wieder hier war und mit uns zu Mittag aß, meinte sie liebenswürdig! „Jetzt, nach dem guten Essen kann ich verstehen, daß Ursula gerne bei Dir ist.“ Der Hieb saß.-

Ich darf Dir nicht mehr mit der Maschine schreiben, sonst wird der Brief zu lange, meint Ursula. Und Du spottest mich auch nur aus, wenn ich Dir einen langen Brief schreibe. Also mache ich kurz – d.h. er ist ohnehin schon lange



Abb. 1: René Rebiczek-Rosar im Sommer 1942 auf Heimaturlaub in Wien mit seiner Mutter.

geworden. – Mir ist nämlich schon sehr bange um Dich, René, ich kann mich einer Unruhe nicht erwehren, und wolle, Du wärest schon hier.

Alles leidet darunter – auch mein Beruf – ich kann einfach nicht mehr weiter.

Franzl scheidet ja jetzt ohnehin schon aus. – Wenn Ihr Eure Wohnung habt, trifft Ihr ihn ja nie mehr – und er verstand sofort, weigerte sich auch, mir nur die Sachen herzuschleppen, und so sandte ich Hella dann nach Krems. Ja, ja – Friede an allen Ecken und Enden – es ist einfach ein herrliches Leben! Aber wenn ich geahnt hätte, daß Inge heute Abend auch aufscheint, hätte ich weniger Mitleid mit Fr. Stahn gehabt und wir wären nicht hingegangen.

Ich hoffe nur, daß Ulla ihr nicht von Deinen beiden tristen Briefen an mich mitgeteilt hat, wo Du mir noch dazu so schwer unrecht tatest, denn es war mehr als menschenmöglich, was ich Alles unternahm, um Franzl fernzuhalten.

Hoffentlich verbringst Du diese Tage halbwegs leidlich und bist gesund. Mir ist so bange.

Sei gesegnet und das Jahr 1944 möge für Dich und uns alle ein besseres und schöneres werden.

Ich umarme Dich! Deine Mutter“

Als Annie Rosar, Theaterschauspielerin und Filmstar der Ostmark, am 24. Dezember 1943 diese Zeilen schreibt und per Feldpost abschickt, ist René Rebiczek-Rosar, ihr 22-jähriger Sohn und einziges Kind, schon tot. Er ist einen Tag vorher um 18:20 Uhr in einem Lazarett an der Ostfront seinen schweren Verletzungen erlegen und gleich am nächsten Tag, dem Weihnachtsabend, am Soldatenfriedhof II im belarussischen Witebsk in Block 9, Reihe 4, Grab 20 beigesetzt worden.

Die Umstände seines Todes lassen sich fast 80 Jahre danach nicht mehr exakt rekonstruieren. Die erhaltenen Originaldokumente – Telegramme von der Front, Briefe von Kameraden, die offiziellen Meldungen der Behörden – sind nur bedingt hilfreich. Die Aktenlage ist teilweise lückenhaft und teilweise widersprüchlich.

Inmitten heftiger Kämpfe gegen anrollende sowjetische Panzer wurde Annies Sohn offensichtlich am 19. Dezember von einem Granatsplitter oder einer Kugel am linken Arm und im Lungen- bzw. Bauchbereich getroffen. Rebiczek-Rosar, Batteriechef der bei Panzerabschüssen erfolgreichsten Sturmgeschütz-Abteilung der gesamten Wehrmacht, befand sich zu diesem Zeitpunkt mit hoher Wahrscheinlichkeit außerhalb seines Panzers. Vielleicht wollte er mit dem Fernglas die feindlichen Truppenbewegungen besser einsehen oder die in der Gegend versprengten Partisanen ausmachen. Dafür hätte er sich mit seinem Oberkörper hinauslehnen müssen und ein gutes Ziel abgegeben. Oder sein Panzer war steckengeblieben, und er hatte ihn mit seinen Männern fluchtartig verlassen müssen. Der Blutverlust infolge seiner Verwundung war wohl sehr hoch gewesen. Hätten ihn nicht zwei Kameraden seiner Einheit aufgehoben und direkt ins nahegelegene Lazarett nach Witebsk gebracht, wäre er vermutlich

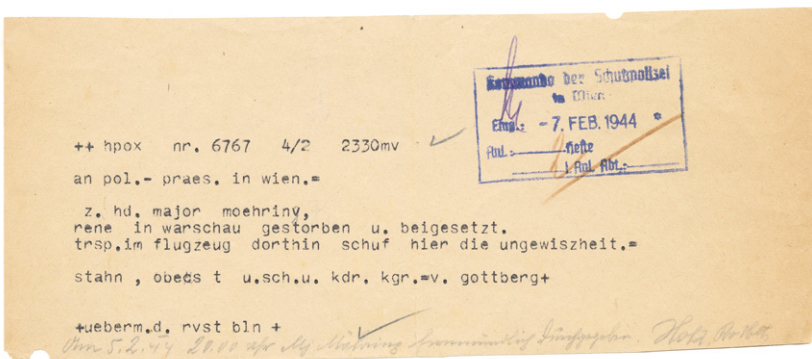


Abb. 2: Telegramm vom 7.2.1944 mit der Falschmeldung von René's Tod in Warschau. Tatsächlich ist Annie Rosars Sohn bereits am 23.12.1943 in Belarus gefallen.

schon auf dem Feld gestorben. So rettete ihm eine sofort durchgeführte Operation vorerst das Leben. Danach wurde er in ein anderes Lazarett verlegt, wo er drei Tage später „ruhig ohne große Schmerzen und ohne Wunsch“ verstarb. So hielt es zumindest das offizielle Telegramm der Wehrmacht an seine junge, hochschwangere Frau Ursula später fest.

René Rebiczek-Rosar hatte seine Bestimmung gefunden und als überzeugter Nationalsozialist sein Leben für Volk und Vaterland gegeben. Dem Kampf gegen die Feinde des Deutschen Reichs hatte der großgewachsene, dem guten Essen zugewandte, dunkelblonde, blauäugige Wiener mit Freude und Leidenschaft seine Kräfte gewidmet. Ohne Zweifel und zum Leidwesen seiner Mutter und seiner Ehefrau war Rebiczek-Rosar das, was man damals wie heute einen begeisterten, ja fanatischen Soldaten nennt.

Schon vor dem Anschluss Österreichs an das Deutsche Reich 1938 war er illegal der Hitlerjugend (HJ) beigetreten. Unmittelbar nach der Schule, im Frühling 1939, zog ihn der Reichsarbeitsdienst (RAD) ein, und unter deren Kommando half er mit, an der polnisch-deutschen Grenze Straßen und Wehrdämme zu bauen. Sie sollten der Wehrmacht später, im September desselben Jahres, einen zügigen Einmarsch in Polen ermöglichen. Als Soldat war René immer wieder an vorderster Front: zu Kriegsbeginn in Beuthen (pol.: Bytom), 1940 in Frankreich nahe Calais und im Juni 1941 beim Überfall der Deutschen auf den ehemaligen Verbündeten Sowjetunion, als Bobrujsk im heutigen Belarus und Newel gestürmt wurden. 1942 meldete er sich zu einer neuen Waffengattung, der Panzerartillerie, blieb allerdings im Einsatz an der Ostfront. Im Herbst 1943 war er auf eigenes Betreiben neuerlich in Newel – diesmal allerdings, um die Russen bei der Rückeroberung der von der Wehrmacht besetzten Gebiete aufzuhalten.

Was war geschehen? Die Kapitulation der 6. Armee unter Oberst Paulus in Stalingrad im Jänner 1943 hatte eine Entwicklung eingeleitet, die nicht mehr aufzuhalten war: den kontinuierlichen Vormarsch der Roten Armee und die damit drohende Niederlage der Deutschen. Im Juli hatten Stalins Soldaten die letzte Offensive der Wehrmacht auf russischem Boden in der Schlacht bei Kursk beendet und ihrerseits Anfang August mit einem großangelegten Vorstoß begonnen. Die deutsche Frontlinie sollte zurückgedrängt und nach Westen verschoben werden. Im Sommer 1943 lag René mit seinen Männern als Teil der Sturmgeschütz-Abteilung 667 zunächst in der Gegend von Bobrujsk, knapp 80 km südöstlich von Minsk. Alles schien ruhig und trotz beunruhigender Berichte über die Erfolge der Sowjets zweifelte er weiterhin keine Sekunde am Sieg. Die jungen Männer konnten ein paar Partisanenangriffe erfolgreich abwehren, genossen eine „friedensmäßige“ Versorgung mit Hühnern, Suppe,

Kartoffelpüree und Gemüse, und besuchten sonntags das Kino im Ort, wo die Wochenschau für Propaganda und deutsche Spielfilme für Unterhaltung sorgten.

Kurz vor Herbstbeginn, im September, wurde Annie Rosars Sohn allerdings 250 km hinter die Front beordert. Er sollte für seine Abteilung Winterquartiere vorbereiten, drei Dörfer überwachen und organisieren, was erschöpfte Soldaten zum Überwintern brauchen konnten. Während seine Mutter daheim hoffte, diese Zeit, in der der geliebte Sohn nicht täglich dem Tod ins Auge sah, möge unendlich lang andauern, hatte René dieses „Hinterlandsdasein“ bald satt. „Eier, Milch, Gemüse und selbstgeschlachtetes Fleisch, alles in solchen Mengen, daß wir es schon bald nicht mehr mögen“, schrieb er Ursula nach Wien. Er war ungeduldig. Er wollte mitten ins Kriegsgeschehen zurück, wollte mit seinen Kameraden kämpfen. Mehrfach schickte er entsprechende Gesuche an seinen Kommandanten und wurde endlich erhört. Ende Oktober war er wieder an der Front. „Nun kann ich endlich wieder etwas Vernünftiges leisten“ ließ er nun in einem seiner vielen Frontbriefe nach Hause verlauten, und Mutter wie Ehefrau wechselten sich ab in Gebet oder Verzweiflung.

Als René Rebiczek-Rosar zu seinen Truppen zwischen Newel, dem heute ebenfalls belarussischen Witebsk und Bobrujsk stieß, war es allerdings mit dem relativ beschaulichen Soldatendasein, wie er es noch im September beschrieben hatte, vorbei.

Die Deutschen waren bereits in einer misslichen Lage. Sie hatten aufgrund eines ungewöhnlich milden Herbstes viel länger gekämpft als in den Jahren zuvor. Erschöpft und ausgelaugt waren sie potenziell „leichte Beute“ für die Rote Armee. 1941 und 1942 hatte die Wehrmacht den gewohnt frühen Wintereinbruch in den Weiten der russischen Ebenen dafür genutzt, sich von der Ostfront in die Etappe, in entsprechende Winterquartiere, zurückzuziehen. Dort hatte man ab November wieder Kräfte sammeln können. Davon konnte 1943 jedoch keine Rede mehr sein.

Im Dezember, als dann endlich der überaus harte „russische“ Winter tatsächlich einbrach, verstärkte die Rote Armee deshalb ihre Offensivkräfte und warf ohne Rücksicht auf Verluste Menschen und Panzer in großen Mengen an die Front. Jene deutschen Soldaten, die sich im Abschießen sowjetischer Panzer bewährten, hatten in diesen Tagen beste Gelegenheiten, Sieg und Ruhm fürs Vaterland zu ernten. René's Einheit war darin zweifellos eine der stärksten: „Meine Batterie ist auf dem besten Wege, die erfolgreichste deutsche Sturmgeschütze-Batterie zu werden, es fehlen uns noch etwa 12 Panzerabschüsse. Hoffentlich schaffen wir es,“ berichtet er nach Hause. Der 22-Jährige betrieb Krieg

wie Tontaubenschießen. Tatsächlich zerstörte die ganze Abteilung 667 bis Ende 1943 468 feindliche Panzer.

Die eisige Kälte setzte allen Frontkämpfern zu, doch in René's Einheit gab es noch immer Kleidung und Verpflegung genug. Er schrieb knapp einen Monat vor seinem Tod an seine Frau: „Ich bitte dich herzlich, zuversichtlich und guten Mutes zu sein. Ich kann im Augenblick nicht weg, die Gefahr ist riesengroß und es gibt nur wenige, die ihr erstens willentlich entgegnetreten und zweitens das ausreichende Geschick haben, das in die richtigen Taten umzusetzen. Es kommt daher auf jeden solchen Mann an. Da ich mich für einen solchen halte, kann ich jetzt nicht weg. Zudem trage ich die Verantwortung für eine Anzahl auserlesener deutscher Menschen, für eine ungeheure Menge wertvollsten Materials und somit für eine Kampfkraft, die, oft erprobt und manchmal schon Entscheidungen herbeiführend, entsprechend eingesetzt, befürsorgt und gepflegt sein will. Ich habe noch niemanden, dem ich dieses schwere Amt mit ruhigem Gewissen übergeben kann.“

Bedingungslos an den Führer glaubend, schwankte der werdende Vater auch nicht, wenn ihm die beiden Frauen in Wien ihr Leid klagten. Das Baby sollte in der zweiten Jännerhälfte auf die Welt kommen, und Weihnachten stand vor der Tür. René hatte absichtlich seinen ihm zustehenden Weihnachtsurlaub auf den ersten Monat im Jahr verschoben, um bei der Geburt seines Kindes in Wien dabei zu sein. Nun, da seine Kräfte und seine Erfahrung als Batteriechef an der Front so gefragt waren, schien sich die Richtigkeit seiner Entscheidung zu bestätigen. Seine Loyalität galt nicht seiner Familie, nicht der Mutter, nicht der Ehefrau, sondern seinen Kameraden. Und dem Führer.

In diesem Ton waren auch die beiden Testamente gehalten, die René am 10. Dezember 1943 aufsetzte. „Liebe Mutter! Wenn du diesen Brief liest, bin ich tot. Sei groß und stark. Durch Leid ist es nicht zu ändern“, mahnt er Annie Rosar und tut dasselbe mit Ursula: „Mein geliebtes Ullichen! Solltest du je diesen Brief bekommen, bin ich nicht mehr. Nun mußt du zeigen, wer du bist. Nimm dein Herz in die Hand, du mußt dich damit abfinden, daß ich nicht mehr da bin und dir helfen kann.“

Warum hielt René Rebiczek-Rosar seinen baldigen Tod auf einmal für so wahrscheinlich, dass er seinen Letzten Willen regelte? Hatte die Abwehr Informationen von der unmittelbar bevorstehenden Offensive der Roten Armee lanciert? Oder hatten einfach diesbezügliche Gerüchte entlang der Front die Runde gemacht? Lag es für die müden Männer der StuG-Abteilung 667 auf der Hand, dass die nächsten Tage Kämpfe bis zum Äußersten mit sich bringen

würden? Waren nach den großen Verlusten der letzten Wochen nun auch sie, und mit ihnen René Rebiczek-Rosar, an der Reihe?

Am 13. Dezember 1943 begann die Rote Armee ihren Angriff auf die 3. Deutsche Panzerarmee, Heeresgruppe Mitte, zu der René's Einheit gehörte. Und es war furchtbar: Da „stürmten die Bolschewisten im Raum südlich Newel gegen die deutschen Stellungen, die wie eine Faust längs der von Süden nach Norden führenden großen Durchgangsstraße in die sowjetischen Linien hineinragen. Mit aller Gewalt versuchen sie, diese Faust aufzubrechen. Mit Panzern, Schützen-Divisionen, Kavallerieverbänden, vor allem aber mit überlegenen Artillerie- und Schlachtfliegerkräften gehen sie unentwegt gegen die deutschen Linien vor, die von Grenadieren und Panzergrenadieren, Pionieren und Füsiliern mit Unterstützung von Panzern, Panzerjägern, Werfern und Artillerie sowie Kampf- und Sturzkampffliegern gehalten werden,“¹ berichtete eine Zeitung aus Mari-bor, das damals bereits seit zwei Jahren von den Nazis besetzt war.

René Rebiczek-Rosar warf sich mit seiner Abteilung in die Schlacht – wieder und immer wieder. Er wollte zeigen, dass ihr Kommandant sie nicht umsonst gezielt gerade dort eingesetzt hatte, wo Not am Mann war und wo es kritisch wurde. Sie waren einsatzfreudig, erfahren und konnten als Teil der neuen Waffengattung Sturmartillerie mit starren Kanonen die Fußtruppen im Nahkampf besonders gut unterstützen. Wenn jemand unter diesen schwierigen Umständen erfolgreich hätte sein können, dann seiner Meinung nach er und seine Kameraden.

Es existiert kein Brief von René aus diesen allerletzten Tagen. Vielleicht gab es eine Nachrichtensperre, vielleicht waren diesmal die Gefechte selbst für ihn, den aufrechten Soldaten, der so unerbittlich gegen sich selbst war, zu anstrengend, um abends noch ein paar Zeilen an Mutter und Ehefrau aufzusetzen. Vielleicht waren die Erlebnisse auch so entsetzlich, dass er nicht wusste, wie er darüber berichten sollte, ohne die beiden Frauen in Wien nicht noch mehr zu beunruhigen. René galt als besonders empathisch – er konnte sich bestimmt gut vorstellen, was nach Erhalt eines solchen Briefs von dieser Front passiert wäre: Ursula hätte womöglich vor Aufregung eine Fehlgeburt gehabt und seine Mutter bis in die obersten Etagen Berlins alles in Bewegung gesetzt, um ihn heraus- und nach Hause zu holen. Beides wollte er absolut vermeiden. Neben den beiden Testamenten setzte er am 10. Dezember 1943 noch einen belanglosen Brief an Ursula auf, in dem er sie bat, sich über einen angeblich bevorstehenden Luftangriff auf Wien nur ja keine Sorgen zu machen. Danach brach der Kontakt zu ihm ab.



Abb. 3: René Rebiczek-Rosars erste Beerdigungsstätte in Witebsk, Belarus. Seit 2019 hat er seine letzte Ruhe im Soldatenfriedhof von Schtschatkowo gefunden.

Noch ahnte Annie Rosar aber nichts in diesem Advent des Jahres 1943. Ihr Leben in Wien war trotz der Kriegsjahre bisher nicht allzu schlecht gewesen. Die ehemalige Hauptstadt des Habsburgerreichs lag bis zur Invasion Italiens im September außerhalb der Reichweite der britischen und US-amerikanischen Bomber und war bis dato von Luftangriffen völlig verschont geblieben. Tausende waren aus den umliegenden Gebieten nach Wien geflohen. Die Zugereisten nahmen so überhand, dass eine Zuzugssperre ausgesprochen werden musste. Gleichzeitig waren jedoch durch die Flucht bzw. die Deportation von rund 170.000 Wiener Juden viele Immobilien frei geworden. In diese arisierten Wohnungen und Häuser waren Nazibonzen, deren Günstlinge und sonstige Profiteure des Regimes eingezogen. Schnell hatte man vergessen, wo die eigentlichen BesitzerInnen geblieben waren. Auch Herta und Richard Stahn, René Rebiczek-Rosars Schwiegereltern, die 1939 mit ihren beiden Töchtern Inge und Ursula aus Brandenburg nach Wien gekommen waren, lebten in einer solchen „arisierten“ Wohnung im noblen Hietzing nahe Schloss Schönbrunn. Lebensmittel gab es in der Ostmark noch genug, allerdings musste streng rationiert werden: seit dem Frühling 1943 hatte jede/r BürgerIn Wiens mit 200 g Fleischration in der Woche auszukommen. Die Bevölkerung setzte daher zunehmend

auf Selbstversorgung. Die Anzahl der Schrebergärten, in denen Obst und Gemüse gepflanzt und geerntet werden konnte, verdoppelte sich. Eine Gans und eine Ente als Weihnachtsschmaus wie bei Familie Rosar – das konnte sich jedenfalls damals nicht jeder leisten!

Derartigen Luxus verdankte Annie aber nicht nur ihrer gedeihlichen wirtschaftlichen Situation als Filmschauspielerin, sondern auch ihren exzellenten Kontakten. Politiker und Behördenvertreter hatten für sie als VIP der damaligen Wiener Gesellschaft ein besonders offenes Ohr. Zudem hielt die Rosar mit wahrer Meisterschaft ihre Beziehungen in der Künstlerwelt am Laufen. Dazu gehörten etwa Veit Harlan, Regisseur des antisemitischen Propagandamachwerks „Jud Süß“, in dessen Film „Die goldene Stadt“ sie mitgewirkt hatte, oder Paul Junker, Gründer des im Dritten Reich einflussreichen Buchverlags Junker & Dünnhaupt. Hilfreich bei dieser Kontaktpflege waren da vor allem kleine Aufmerksamkeiten aus dem Hause Rosar: Flaschen eigenen Weins ergänzt mit einer handschriftlichen Widmung. Schon in den 1930er Jahren hatte Annie Rosar gemeinsam mit ihrem vierten Ehemann, Dr. Franz Rebiczek, einem Schriftsteller und Beamten der NÖ-Landesregierung, in Krems in der Wachau Weingärten gekauft und seither dort keltern lassen. Das Kalkül war einfach: Wer würde einen guten Tropfen als Geschenk einer Muse des Films – noch dazu während des Kriegs – nicht in unvergesslicher Erinnerung behalten?

Auch sonst war sie umtriebig: Dank ihrer Verbindungen hatte sie für ihren Sohn, ihre Schwiegertochter und das zukünftige Enkelkind eine Wohnung in der Rathausstraße mitten im Zentrum Wiens organisiert. Ursula war am 16. November 1943 eingezogen und bereitete sich darauf vor, mit René und ihrem Kind dort den Krieg zu überstehen und danach ein friedvolles Leben führen zu können.

Selbst lebte die 55-Jährige zusammen mit einer Haushälterin in einer 100 m² großen Wohnung in der Währinger Straße 115 im 18. Wiener Gemeindebezirk, einer schon damals besser situierten Gegend. Gatte Franzl sorgte sich in Krems vor Ort um ihr kleines Weingut, während sie von Wien aus arbeitete und Engagements wahrnahm. Es lief gut: Im Februar erst hatte sie ein Gastspiel im deutschen Theater im besetzten Metz gegeben und für drei Vorstellungen inklusive Spesen ein Honorar von 1.500 RM erhalten. Im weiteren Verlauf dieses vierten Kriegsjahres hatte sie fünf Filme gedreht. Zunächst waren es zwei Streifen des österreichischen Regisseurs E. W. Emo – „Schwarz auf Weiß“ mit Parade-Filmpartner Hans Moser als ihrem Ehemann sowie „Reisebekanntschaft“, worin sie eine ihrer typischen Rollen, eine Haushälterin, verkörperte. Darauf folgten „Gabriele Dambrone“ gemeinsam mit den beiden Burgtheaterstars Gusti Huber

und Ewald Balsler und „Das Lied der Nachtigall“ unter der Regie von Komiker-Kollegen Theo Lingen. Und soeben, in diesen letzten Wochen des Jahres 1943, war sie neuerlich wegen der Aufnahmen für die Verwechslungskomödie „Warum lügst Du, Elisabeth?“ in Berlin gewesen.

Wie oft in den Jahren davor stieg sie auch diesmal wieder im Hotel Bristol Unter den Linden ab. Abgesehen davon hatte sich jedoch an der Spree viel zum Negativen verändert: während der Filmaufnahmen gab es zweimal täglich Fliegeralarm – die britische Luftwaffe überzog Berlin mit einem Bombenteppich. Die Proben mussten regelmäßig unterbrochen werden und am Set machte sich Angst breit. Annie Rosar, die schon in Friedenszeiten als schreckhaft und hysterisch gegolten hatte, litt ganz besonders. Aufheitern konnten sie nur Treffen im Kollegenkreis oder das eine oder andere Abendessen mit dem Schwiegervater ihres Sohns, Oberst Richard Stahn, der zu der Zeit gleichfalls in Berlin weilte. Sie nutzte daher jede Gelegenheit, dieser Tristesse zu entfliehen. Als am 11. November die Premiere von „Gabriele Dambrone“ in Wien angesetzt war, ergriff sie die Chance, und verließ Berlin für ein paar Tage – allen Unannehmlichkeiten einer nächtlichen Zugfahrt zum Trotz. Das gesellschaftliche Ereignis in der Wiener Scala, einem der damals traditionsreichen Wiener Kinos, rechtfertigte für Annie die Strapazen. Die Medien waren gekommen, die Kritiken waren gut und dort, wo nur vier Monate zuvor der dritte Farbfilm der Ufa, „Münchhausen“ mit Hans Albers in der Hauptrolle, aufgeführt worden war, ließen sich die Gefahren für den Sohn an der Ostfront für kurze Zeit verdrängen.

Schon die Zugfahrt retour nach Berlin brachte sie in die Realität eines Weltkriegs zurück. Es war eine Fahrt am Tag durch den von den alliierten Luftangriffen bereits deutlich in Mitleidenschaft gezogenen Osten Deutschlands. „Grauenhafte Fahrt bis Potsdam – erschütternd bis ins Mark“, notierte sie in ihren Kalender. Ende November – sie war schon wieder auf Kurzvisite in Wien – wurde „ihr“ Bristol von Bomben schwer getroffen, und die Rosar war gezwungen, eine andere Unterkunft für die verbleibenden Drehtage zu finden. 500.000 Menschen hatten zu Beginn dieses Winters ihr Dach über dem Kopf verloren. Einrichtungen wie der Zoo oder das Kaufhaus des Westens, beides bedeutende Symbole für Wohlstand und Unterhaltung, waren völlig zerstört worden. Der 55-Jährigen gingen die Zustände in Berlin nahe. Sie hatte Todesangst, war völlig erschöpft und fühlte sich nicht arbeitsfähig. Am 3. Dezember 1943 lag Annie Rosar sogar mit der Diagnose Angina pectoris in Potsdam darnieder und musste pausieren.

Am 15. Dezember 1943 schrieb sie an René: „Glaube mir mein Kind, so sehr ich mich auf ein Enkelkind gefreut habe, als ich jetzt in Berlin all das Elend sah,

da kam mir meine Freude wie ein Frevel vor, in diese Zeit, in diese Welt ein neues Leben hineinsetzen, was ich Dir wie Du weißt, vorahnend und warnend gesagt habe.“

Der Luftkrieg gegen Hitlers Hauptstadt dauerte nun schon seit Wochen an – „Battle of Berlin“ hatte der britische Luftmarschall Arthur Harris diese von November 1943 bis März 1944 andauernden Fliegerangriffe genannt. Vor allem die Bombardierung am Weihnachtstag 1943 war besonders verlustreich für die Bevölkerung: exakt von 3:29 bis 5:09 Uhr, bombardierten 338 Flugzeuge der Royal Air Force den östlichen Teil von Berlin – 211 Menschen wurden dabei getötet. Eigentlich hatten die Alliierten gehofft, mit diesen Attacken auf die Zivilbevölkerung Aufstände gegen das Nazi-Regime und die Hauptverantwortlichen dieses Kriegs zu provozieren. Aber da hatten sie die Situation völlig falsch eingeschätzt: Wenn Annie Rosar im letzten Brief an ihren Sohn die Luftangriffe auf Berlin als „Terrorangriff“ bezeichnet, dann tut sie das in Übereinstimmung mit der Mehrheit im Deutschen Reich. The „Battle of Berlin“ verstärkte nur die Solidarität mit der Wehrmacht und den Nationalsozialisten.

De facto hatte sich Annie bereits seit 1939 in einer emotionalen Ausnahmesituation befunden. Zum einen ängstigte sie sich wie jede Mutter um ihren Sohn. Nach mindestens drei Fehlgeburten – vielleicht waren es auch mehr, aber drei lassen sich jedenfalls auf Basis ihrer Tagebücher bzw. Briefe herauslesen –, hing sie verständlicherweise ganz besonders an René. René war ihr einziges Kind, das sie 1921 in einer schwierigen Geburt zur Welt gebracht und über dessen leiblichen Vater sie Zeit ihres Lebens unterschiedliche Auskünfte gegeben hatte. Er war das Licht ihres Lebens. Er war der Quell ihrer Freude in einer Intensität, die über weite Strecken einer Liebesumklammerung ähnelte und dem jungen Mann sicher nicht immer angenehm gewesen sein musste. Sie gab und verlangte vom Sohn Aufmerksamkeit und Zuwendung, die wohl eher unter Liebespartnern angemessen gewesen wären. Der Wille René's, sich als Soldat auf dem Schlachtfeld zu Ehren Adolf Hitlers und des Deutschen Reichs zu bewähren, war für Annie daher eine besondere Prüfung. Was hatte Annie nicht alles in ihrer Macht Stehende versucht, ihren Sohn von der Teilnahme am Krieg abzuhalten? In seitenlangen Briefen hatte sie ihn über Jahre hindurch unter Tränen beschworen, doch lieber Medizin zu studieren und dem Reich als Militärarzt zu dienen. Dann wäre er vom Dienst mit der Waffe freigestellt gewesen und hätte jedenfalls viel höhere Überlebenschancen gehabt. Aber René war auf diesem Ohr taub geblieben. Wohl hatte er sich kurz nach Kriegsbeginn an der Universität Wien inskribiert, er sollte aber über den Besuch einzelner Vorlesungen nie hinauskommen. Für ihn war Krieg spannender und wichtiger. Und so haderte

die beliebte Künstlerin mit ihrem Schicksal schon lange, bevor die devastierende Meldung von René's Tod eintraf.

Zum anderen ist es das Verhältnis zu ihrem seit 1930 angetrauten Mann Franzl, dessen Namen Rebiczek René als Stiefsohn mitübernommen hatte, das sie in wiederkehrenden Wellen schier um den Verstand zu bringen schien. In dieser Beziehung wechselten einander Phasen des Glücks und der Innigkeit mit jenen des Hasses und tiefster Verachtung ab, und zwar schon kurz nach der Eheschließung. Diese On-off-Beziehung wurde nun mitten im Krieg um eine zusätzliche aufwühlende Facette reicher: In Sorge um sein ungeborenes Kind forderte René von seiner Mutter, Ursula möglichst nur allein und nicht auch im Beisein des Stiefvaters zu sehen. Die junge Frau sollte nicht den regelmäßigen heftigen Streitereien zwischen den Eheleuten ausgesetzt sein. Annie war aufgerieben zwischen dem Ehemann und den Vorwürfen des Sohns, nicht genug für die emotionale Geborgenheit von Ursula zu sorgen. Gerade René's beide zuletzt eingetroffenen Briefe lasteten schwer auf ihrer Seele.

Auch die Weihnachtsfeiertage erleichterten die Situation nicht. Im Gegenteil: nach vergeblichem Warten auf eine Nachricht von René erhielten die bangenden Frauen in Wien die Nachricht von einer Verwundung und einer anschließenden gelungenen Operation kurz vor Jahreswechsel. Kurz atmeten Annie und ihre Schwiegertochter auf. Nun schien zumindest erklärt, weshalb Ursula auf keinen ihrer neun Briefe an den geliebten Mann zwischen dem 10. und dem 23. Dezember 1943 Antwort erhalten hatte. Am Silvesterabend, an dem sich Familien und Freunde voller Hoffnung auf bessere Zeiten in den Armen liegen und einander alles Gute wünschen, befand sich die junge Frau trotzdem am Rande eines Nervenzusammenbruchs. Es war alles so schnell gegangen: vor knapp 15 Monaten erst hatte sie, die in Deutschland ausgebildete Krankenschwester, René Rebiczek-Rosar als Patienten in einem Wiener Spital kennengelernt und ein gutes halbes Jahr später schon seinem Drängen auf Heirat nachgegeben. Und nun war sie im achten Monat schwanger und sollte bald Mutter werden. Sie fühlte sich alleingelassen, überfordert und irgendwie hereingelegt. Am Neujahrstag 1944 notierte Annie Rosar als letzte Eintragung in ihren Kalender von 1943: „Grässliches, grausames Jahresende! Wo liegt René? Lebt er? Wer pflegt den Schwerverwundeten?“

Ein Familienmitglied wusste es bereits: Richard Stahn, Ursulas Vater und zum Zeitpunkt von René's Tod kurzzeitig Kommandeur der berühmtesten SS-Kampfgruppe von Gottberg, die allein in diesem Jahr mindestens 50.000 Morde auf dem Gebiet des heutigen Belarus auf dem Gewissen hatte. Stahn war wie sein Schwiegersohn überzeugter Nationalsozialist und Oberstleutnant der

Ordnungspolizei im Rang eines SS-Sturmbannführers. Seit seiner Beförderung zum Kommandeur der Schutzpolizei^{F2} in Warschau 1942 stand er im Dauereinsatz an der Ostfront. Er „erlebte“ Kriegsverbrechen aus nächster Nähe und wurde 1973 als Angeklagter eines von der Staatsanwaltschaft Hamburg angestregten Prozesses geführt. Richard Stahn war allerdings schon 1951 verstorben, und so bleibt im Dunkeln, ob er selbst an Verbrechen beteiligt war oder „nur“ Liquidierungen angeschafft hat. Ob Annie Rosar von der Verbindung Stahns zu von Gottberg wusste, ist ebenfalls nicht belegt. Jedenfalls aber kannte sie die Wichtigkeit seiner Position – nur so kann ihr Lamentieren in ihrem letzten Brief an René verstanden werden, in dem sie die Untätigkeit seines Schwiegervaters, ihm beizustehen, anprangerte.

Ab November 1943 war die Kampfgruppe von Gottberg der 3. Panzerarmee zur Verteidigung der Frontlinie gegenüber den anstürmenden Russen unterstellt. Damit befand sich Richard Stahn in unmittelbarer Nähe seines Schwiegersohns im Kampfeinsatz. Beide kämpften also unter demselben Oberkommando, wenngleich an unterschiedlichen Positionen, und daher können wir nahezu sicher davon ausgehen, dass Stahn umgehend vom Tod seines Schwiegersohns informiert wurde. Oder war es Zufall, dass er just am Todestag von René, am 23. Dezember, seiner hochschwangeren Tochter Ursula schrieb, sie würde nun wohl längere Zeit keine Post von René bekommen, denn: „Er ist tüchtig im Getümmel“?

Einen Tag später, dem Weihnachtstag 1943 selbst, verfasste Richard Stahn dann zwei Nachrichten. Erstens ein Telegramm an seine Dienststelle: „Bitte meine Frau zu benachrichtigen, dass unser Schwiegersohn durch Lungenschuss schwer verwundet wurde, Operation gut verlaufen, im Lazarettzug abtransportiert worden, Brief folgt“. Aufgegeben hatte Stahn dieses Telegramm aber erst am 26. Dezember 1943 um 12:05 Uhr – vermutlich sollten seine Frau wie ihre drei Gäste, die Töchter Inge und Ursula sowie deren Schwiegermutter Annie Rosar, bei der Weihnachtsfeier selbst nicht durch eine besorgniserregende Nachricht wie diese beunruhigt werden.

Zweitens setzte der SS-Mann einen Brief an seine Tochter auf. Dort erwähnte er, er hätte „soeben“ eine Information René's Verwundung betreffend erhalten. Doch dann bereitete er Ursula bereits auf den Tod ihres Mannes vor: „Ich weiß, mein Kind, daß du als Soldatenkind u. Soldatenfrau, dein Mann ist ein vorbildlicher Soldat u. Offizier, auch tapfer u. stark sein wirst. Stütze auch seine Mutter. Gott, der Rene bisher geleitet hat, wird ihn weiter schützen, so daß er bald zu euch in euer Heim u. eurem Kind kommen u. dort Genesung u. Glück finden wird.“ Außerdem appelliert er an sie, das noch ungeborene Kind

jetzt im Fokus zu haben: „Denke an dein Kind, auf das sich Rene so freut. Das ist deine erste u. einzige Pflicht. Sei stark u. vertraue auf Gott. Er heilt auch Wunden, die er schlägt.“ Ob diese Zeilen die Hochschwangere hatten beruhigen können?

Annie und die junge Frau Rebiczek-Rosar erfuhren erst nach dem 7. Jänner 1944 vom Tod Renés, denn sonst würde der sorgenvolle Brief, den Ursula an diesem Tag noch einmal ihrem Vater schrieb, keinen Sinn ergeben. Schön langsam, klagte sie, käme sie nicht mehr damit klar, dass René sich gar nicht mehr meldete – die von ihrem Vater noch zu Weihnachten angekündigte Nachrichtenpause dauerte ihr einfach zu lang. Sie hatte Angst und war, vor allem, wenn sie das Kind in ihrem Bauch spürte, nur noch unglücklich.

Irgendwann zwischen 8. und 10. Jänner trifft dann – endlich – die Nachricht der Dienststelle F.P. Nr. L17823, Luftgaupostamt Posen, datiert mit 30. Dezember 1943 ein und bestätigte, was die beiden Frauen in Wien schon seit Tagen befürchtet hatten. René war gefallen. Wenig später erhielt Ursula von derselben Dienststelle die Information, dass ihr die Privatgegenstände ihres Gatten, die er noch im Lazarett bei sich gehabt hatte, demnächst zugesandt werden: ein Ehering, eine Ausweistasche, ein Talisman und ein Eisernes Kreuz 1. Klasse. Bei beiden offiziellen Dokumenten fehlt die Ortsangabe: Die beiden Buchstaben „O. U.“, die im Dritten Reich als Kürzel für „Ort ungenannt“, also für einen geheim zu haltenden Frontaufenthalt, verwendet wurden, weisen darauf hin, dass Renés Einsatz von strategischer Bedeutung war. Annie Rosar und Ursula Rebiczek-Rosar wussten also in all ihrem Schmerz nicht einmal genau, in welchem Lazarett René gestorben war. War es in Posen, wie Renés Vorgesetzter, der Kommandeur der StuG.-Abteilung 667, Zettler, in seinem Beileidsbrief an Ursula schreibt? Oder in Warschau, wie Richard Stahn an das Polizeipräsidium in Wien telegraphiert? Oder doch in Witebsk selbst?

Als kurz darauf in einem eigenen Kuvert, versehen mit dem Stempel „Zurück an Absender“ und der handschriftlichen Notiz „Empfänger gefallen für Groß-Deutschland“ alle Briefe, die die beiden Frauen im Dezember an René geschrieben hatten, als Retouren eintreffen, waren sie ganz besonders verzweifelt.

Einstweilen an der Front versuchte Richard Stahn weiterhin, die schreckliche Nachricht vom Tod seines Schwiegersohns vor seiner Tochter zu verbergen. Er, den es nicht zu rühren schien, wenn seine Soldaten brutale Kriegsverbrechen an ZivilistInnen begingen, war jetzt zu feig, die Wahrheit auszusprechen.

Mit der Feldpostnummer 41786, jener Nummer, die für Höhere SS- und Polizeiführer Russland-Mitte verwendet wurde, versuchte er noch einmal Ursula per Brief zu trösten und hinzuhalten. „Daß du von Rene keine Nachricht hast,